

Eine der besten Malerinnen unserer Zeit feiert im Oktober ihren siebzigsten Geburtstag. Wäre das nicht ein Anlass für eine Museumsretrospektive in München, der Stadt, in der Anita Albus geboren wurde und in der sie seit 1964 lebt? Oder wenigstens für ein Gesamtverzeichnis ihrer Werke? Würde man denken, ist aber nicht so. Stattdessen eröffnete jetzt ein kleines stadthistorisches Museum im Norden der Republik die Ausstellung „Von seltenen Vögeln und Pflanzen“ und zeigt, was noch in keinem Museum zu sehen war: eine Gesamtschau des künstlerischen Werks. Knapp fünfzig Bilder sind in den Räumen des Detlefsen-Museums versammelt, eines Palais aus der Renaissancezeit, das in dem malerischen Städtchen Glückstadt liegt, eine halbe Stunde außerhalb von Hamburg. Glückstadt ist, so gesehen, ein Glücksfall: Es befindet sich in sicherer Entfernung zu den großen Kunstzentren und der vorherrschenden Meinung darüber, wie zeitgenössische Kunst auszusehen habe. Wer über Anita Albus schreibt, muss nämlich immer zwei Geschichten erzählen. Die eine, die davon handelt, was ihre Malerei auszeichnet. Die andere, die erklärt, warum kein großstädtisches Kunstmuseum ihre Werke zeigen will.

Die erste Geschichte beginnt 1942, als die Künstlerin in München geboren wird. Der Vater: ein Chemiker. Der Großvater: ein Chemiker. Der Urgroßvater: noch ein Chemiker. Der Urgroßvater war außerdem ein Schüler und Assistent von Justus Liebig, dem Begründer der modernen Lebensmittel- und Landwirtschaftschemie. Nach heutigem Verständnis wäre eine Tochter, die aus einem derart naturwissenschaftlich geprägten Elternhaus kommt und Künstlerin wird, eine, die der Familientradition den Rücken kehrt, um sich etwas anderem zuzuwenden. Die spröde Naturwissenschaft hier, die schönen Künste dort. Das ist aber zu modern gedacht. Wer die vormoderne Kunstgeschichte kennt, wird wissen, dass es geradezu folgerichtig ist, wenn die Tochter eines Chemikers zu malen beginnt. Denn bevor Farben in Tuben gekauft werden konnten, war jeder Maler auch Chemiker. Und die besten Maler waren die besten Chemiker, weil sie wussten, welches Pigment wie verarbeitet und aufgetragen werden musste, um das Gemalte weich, samtig, glühend oder durchscheinend wirken zu lassen.

Zu den Letzten, die noch ihre eigenen Farben erfanden, zählte der unübertroffene englische Vogelmaler John Gould. Mit Öl und Blattgold mischte Gould eine Lasur, die dem Gefieder der Kolibris in seinen Werken den metallischen Glanz ihrer lebenden Vorbilder verleihen sollte. 1851 ließ er seine Erfindung patentieren und stellte sie zwischen Dampfmaschinen und Schiffsschrauben auf der Londoner Weltausstellung aus. So viel zum Verhältnis von Kunst und Wissen-

## Echter als die Wirklichkeit

Zwei Geschichten kann man über Anita Albus erzählen: Eine handelt von angewandter Naturwissenschaft, die andere von angewandten Vorurteilen. Eine Ausstellung in Glückstadt bietet den willkommenen Anlass, über diese bedeutende Malerin nachzudenken.



Mit altmeisterlicher Technik lockt Anita Albus das Licht in die Tiefe des Bildes: „Waldraupe in Weltlandschaft“, aus den neunziger Jahren

Abbildungen Detlefsen-Museum/Anita Albus

## Wangenwerbung

Hager, hungrig, hoffnungslos. So beschrieb der Reiseschriftsteller Rudolf Cronau die seltsamen Gestalten, denen er auf den Straßen amerikanischer Großstädte begegnet war: dürre, schattenhafte Männer, die zwischen zwei Pappscheiben steckten. Die meisten waren Greise oder Invaliden, die für ein lausiges Entgelt als Sandwichmänner durch die Straßen liefen, eingeklemmt zwischen ihren Werbebotschaften wie das Würstchen zwischen zwei Semmelhälften. Für alle, die ihre Brötchen mit ehrlicher Hände Arbeit verdienen wollten, war dieser Job damals, im späten neunzehnten Jahrhundert, die letzte Chance. Im digitalen Zeitalter sind die Nachfolger der Sandwichmänner das genaue Gegenteil ihrer Vorläufer, nämlich jung, smart und optimistisch. Geld haben sie zwar auch nicht, dafür aber Schulden in Höhe ihrer kreditfinanzierten Studiengebühren. In Cambridge etwa, wo Ed Moyses und Ross Harper studiert haben, kommen da schnell mal umgerechnet 30 000 Euro pro Nase zusammen. Deshalb sind die beiden Absolventen der englischen Elite-Hochschule auf die clevere Geschäftsidee verfallen, ihre faltenfreien jungen Gesichter als Werbefläche zu vermieten. Der Name ihres Unternehmens lautet „Buy my face“ und bringt die Sache auf den Punkt: Gegen Gebühr pinseln sich die beiden Jungunternehmer jede erdenkliche Vorlage ins Gesicht, vom Firmenlogo bis zum Namen der Liebsten, die erobert werden soll, und laufen dann als zweibeinige Werbefläche an jeden gewünschten Ort. Technologisch gesehen, steht das Unternehmen mit einer Backe im Internetzeitalter, denn die Kunden werden online gesucht und gefunden, mit der anderen Backe jedoch in jener grauen Vorzeit, als die Menschen anfangen, sich die Gesichter anzumalen, um böse Geister abzuwehren. Der Preis einer solchen Kleinanzeige berechnet sich nicht nach Quadratzentimetern, da wären Pfannkuchengesichter endlich einmal im Vorteil, sondern nach Zeit. Am Anfang lag der Tarif bei einem Pfund am Tag, mittlerweile ist er infolge großer Nachfrage kräftig gestiegen. Das Geschäftsmodell ruiniert auf Dauer zwar die Pfirsichhaut, soll aber in knapp sechs Monaten schon mehr als 38 000 Euro eingebracht haben. Davon abgesehen, dass der Begriff Generation Facebook hier um eine hübsche Nuance erweitert wird, könnte die Wangenwerbung den Ehrgeiz so manches Werbestrategen wecken. Die Kosmetikindustrie zum Beispiel dürfte nun keine Ruhe mehr geben, bevor nicht jeder Mensch den Markennamen seiner Pflegemittel gut sichtbar mitten in der Visage trägt. Dass man dann nicht einmal

farben erfinden, zählte der umweltschonende englische Vogelmalers John Gould. Mit Öl und Blattgold mischte Gould eine Lasur, die dem Gefieder der Kolibris in seinen Werken den metallischen Glanz ihrer lebenden Vorbilder verleihen sollte. 1851 ließ er seine Erfindung patentieren und stellte sie zwischen Dampfmaschinen und Schiffsschrauben auf der Londoner Weltausstellung aus. So viel zum Verhältnis von Kunst und Wissenschaft.

Die Pointe der ersten Geschichte lautet: Auch Anita Albus ist eine Erfinderin. Die Art, wie sie malt, konnte sie nicht auf der Folkwangschule in Essen-Werden lernen, wo sie von 1960 bis 1964 Grafik studierte; und die Farben, die sie verwendet, kann sie noch immer in keinem Geschäft kaufen. Die Pigmente Bleiweiß, Grünspan oder Pfirsichkernschwarz stellt Anita Albus selbst her. Sie mischt die Lösungen und Emulsionen, verleiht den Farben mit Honig oder Gummiarabicum Geschmeidigkeit, behandelt die Holz-, Kupfer- oder Leinwandoberflächen ihrer Gemälde oder färbt das Papier für ihre Aquarelle ein.

Wer im Detlefsen-Museum die Holztreppe in den ersten Stock hinaufsteigt, kann sehen, warum sich diese Mühe lohnt. Gleich im ersten der beiden Ausstellungsräume hängt das Gemälde „Waldrappe in Weltlandschaft“, und deren Gefieder leuchtet so metallisch, dass John Gould, wäre er noch am Leben, die Künstlerin der Industriespionage beschuldigen müsste. Eine Wand weiter hängt die „Landschaft mit Eisvögeln“: Aus dem Wasser scheint ein geheimnisvolles Glühen aufzusteigen, das sich kurz vor der Oberfläche verliert.

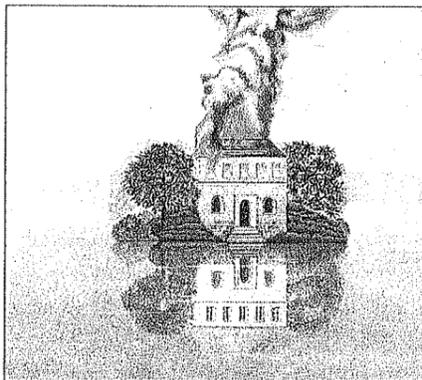
Wer sich fragt, wie dieser Eindruck entsteht, kann es bei Anita Albus nachlesen. In ihrem Buch „Die Kunst der Künste“ von 1997 hat sie versucht, das Rätsel zu lösen, wie es dem flämischen Maler Jan van Eyck gelang, seinen Farben die vielgepriesene Tiefenwirkung zu verleihen. Und sie gab – wie kann es anders sein – die Antwort einer malenden Chemikerin: Es seien „die konsequente Nutzung der optischen Wirkungen unterschiedlicher Korngrößen“ bei den Pigmenten und die „Sandwich-Anordnung“ dreier Farbschichten, die das Licht in die Tiefe des Bildes lockten, um es dort mehrfach zu brechen. Die gleiche Technik findet man bei Anita Albus. Und was man nicht vergessen darf: Kein industrielles Pigment kann dabei mithalten. Die Körner sind zu fein und gleichmäßig gemahlen, die Farben wirken deshalb häufig flach und teigig.

Überzeugt? Noch nicht? Eine gute Technik macht noch keine große Kunst? Dann muss an dieser Stelle noch etwas erklärt werden: In der Malerei gibt es, grob gesprochen, zwei Arten, Lichteffekte zu produzieren. Die Unterscheidung ist einfach – auch für den Laien. Die eine besteht darin, mit Hell- und Dunkelkontrasten Glanzlichter und Schatten nachzuahmen, so dass das Auge getäuscht wird und die dreidimensionale Wirkung eintritt. Der Spuk hört auf, wenn man nahe an das Bild herantritt und es wie-

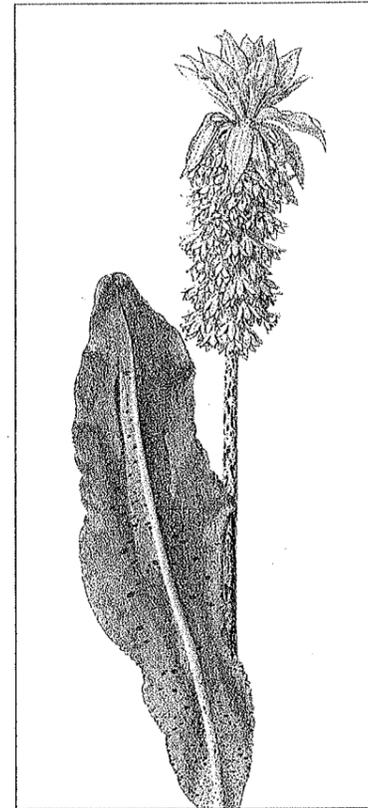
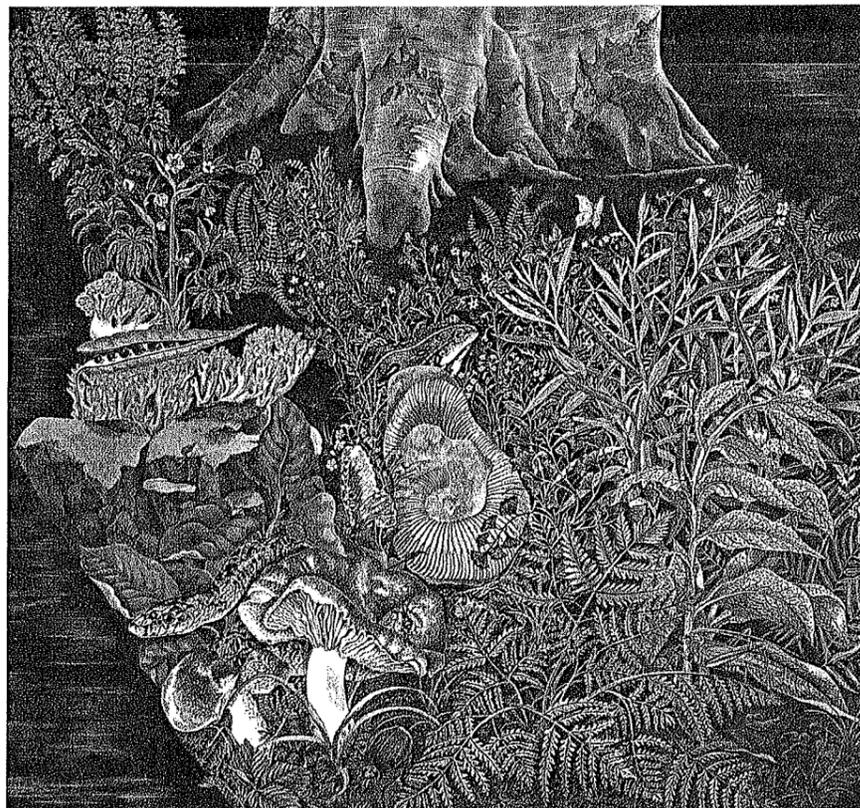


Mit altmeisterlicher Technik lockt Anita Albus das Licht in die Tiefe des Bildes: „Waldrappe in Weltlandschaft“, aus den neunziger Jahren

Abbildungen Detlefsen-Museum/Anita Albus



Malerei als Schule des Sehens: „Das Haus im Haus“ und „Der Waldboden“ aus dem Kinderbilderbuch „Der Himmel ist mein Hut, die Erde ist mein Schuh“ von 1973 sowie das Aquarell „Ananasblume“ von 1987



der in Farbflächen auseinanderfällt. Etwas völlig anderes ist es, Pigmente wie geologische Schichten aufzutragen, so dass sich das Licht, wenn es die Ebenen durchwandert, mehrfach bricht und damit die Farben strahlen lässt. Schmetterlingsflügel, Vogelfedern bringt dieses Prinzip in der Natur zum Leuchten – in der Kunst die Gemälde von Anita Albus. Es geht also um mehr, als einen Effekt zu produzieren. Anita Albus' Malerei gleicht sich der Methode an, die in der Natur die Gegenstände hervorbringt, die sie festhält.

Und an dieser Stelle müssen wir die zweite Geschichte erzählen. Warum will kein Kunstmuseum diese Kunst ausstellen? Einfach formuliert: weil sie nicht passt. Weil sie an eine Tradition anknüpft, die man für abgeschlossen hält.



Anita Albus

Foto Isolde Ohlbaum

Naturalistische Naturdarstellung ist das, was die Avantgarden im neunzehnten Jahrhundert beendeten, als sie zuerst die Zentralperspektive, dann den Tiefenraum und schließlich die Gegenständlichkeit verabschiedeten. Was dann folgte, ist bekannt: Minimal Art, Pop-Art, Konzeptkunst. Kunstströmungen also, denen wir großartige Kunstwerke verdanken, ganz ohne Zweifel.

Aber bedeutet es, dass die Malerei von Anita Albus nur ein antimoderner Manierismus ist? Eine Pose? Auch auf diese Frage gibt die Glückstädter Schau eine Antwort. Anita Albus veröffentlichte ihre Werke zuerst in Büchern, etwa dem Kinderbilderbuch „Der Himmel ist mein Hut, die Erde ist mein Schuh“ von 1973. In diesen frühen Gemälden, die auch in Glückstadt gezeigt werden, trifft der Betrachter alte Bekannte der Kunstgeschichte. Die Schlange, zum Beispiel, die sich in „Der Waldboden“ zwischen zwei Pilzen hindurchschiebt, ist ein Wiederläufer der Schlange, die der holländische Stilllebenmaler Otto Marseus van Schrieck 1662 durch das Unterholz schickte.

Ja, hätte sich Anita Albus darauf beschränkt, mit immer vollkommeneren Techniken die Werke Alter Meister nachzuahmen, wäre sie in eine Sackgasse geraten. Es ist schließlich kein Wert an sich, aus der Zeit zu fallen. Niemand muss gepuderte Perücken tragen, nur weil diese mit Beginn des modernen Zeitalters aus der Mode gerieten. Und niemand – mit Ausnahme des Restaurators – muss eine

kunstvolle Technik am Leben halten, wenn diese uns heute nichts mehr sagt. Aber genau darum geht es bei Anita Albus: In ihren frühen Gemälden ahmte sie nicht nach, sondern schulte sich an den Alten Meistern. Sie lernte zu sehen, wie die Stilllebenmaler sehen konnten. Denn Stilllebenmalerei war kein Selbstzweck. Stilllebenmalerei war ein Entdeckerwettbewerb, ein Überbietungsgefecht. Die Künstler übertrafen sich in der Genauigkeit der Beobachtung, sie sahen Phänomene, Dinge, Details, die dem ungeschulten Auge entgehen. Die Borste eines Fliegenbeins oder die durchsichtigen Gefäße mancher Pflanzen; die Lichtspiegelung in einem Glas, die glitschige Fäulnis eines verwesenden Pilzes. Und um diese Entdeckungen mitzuteilen, erfanden die Maler ihre erstaunlichen Techniken.

Es ist eine Binsenweisheit, dass wir nur denken können, wofür wir Namen, Wörter, Begriffe haben. Wir können aber auch nur sehen, wofür wir Pigmente, Farben und Formen haben. Kurzum: Wir sehen die Welt, indem wir sie abbilden. Bis heute kann es keine Fotografie mit der Kunst der Stilllebenmalerei aufnehmen.

Was Anita Albus von den Alten Meistern lernte, zeigt in Glückstadt der Raum mit ihren Pflanzenaquarellen. Sie wurden 2007 in ihrem Buch „Das Botanische Schauspiel“ veröffentlicht, aber natürlich kann keine Reproduktion mit den Originalen mithalten.

Es sind seltene und zarte Organismen, deren Samen häufig aus entlegenen Regionen stammen und die Anita Albus in

ihrem Garten aufzog, um sie malen zu können. Mit den feinsten Pinseln registriert sie jedes Fältchen auf den Blättern oder die ersten braunen Adern im Blütenblatt, die davon zeugen, dass es bald welken wird. Von Naturalismus zu sprechen wäre falsch. Die Wirklichkeit ist nicht so eindeutig, wie der Begriff vorspiegelt. Kurzum: Nicht jeder, der eine Pflanze betrachtet, würde sehen, was Anita Albus sieht. Aber wer ihre Bilder sieht, erhält die Chance, eine Pflanze mit solchen Augen zu sehen.

Auf dem Buchmarkt feiert Anita Albus übrigens längst Erfolge, im Literaturbetrieb kennt und schätzt man ihr Werk. Bücher wie „Von seltenen Vögeln“ und „Das botanische Schauspiel“ wurden mit Preisen ausgezeichnet und in andere Sprachen übersetzt. Zu ihren größten Bewunderern zählte der Ethnologe Claude Lévi-Strauss. 1980 schrieb er den Katalogtext für Anita Albus' bisher erste und einzige Ausstellung in einem Kunstmuseum – der Münchner Villa Stuck.

Wer vor fünfzig Jahren Joseph Beuys nicht ausstellen wollte, den würde man heute als borniert betrachten – zu Recht. Nur haben sich die Zeiten geändert. Kein Museumsdirektor lacht heute über die Fettecke. Die neue Borniertheit besteht darin, ein Pflanzenstillleben zu verachten. Der Preis ist die selbstverschuldete Monotonie des zeitgenössischen Ausstellungsbetriebs.

JULIA VOSS

Von seltenen Vögeln und Pflanzen. Das künstlerische Werk von Anita Albus. Im Detlefsen-Museum in Glückstadt bis 21. Oktober. Kein Katalog.

aus 30.000 Euro umgerechnet haben. Davon abgesehen, dass der Begriff Generation Facebook hier um eine hübsche Nuance erweitert wird, könnte die Wangenwerbung den Ehrgeiz so manches Werbestrategen wecken. Die Kosmetikindustrie zum Beispiel dürfte nun keine Ruhe mehr geben, bevor nicht jeder Mensch den Markennamen seiner Pflegemittel gut sichtbar mitten in der Visage trägt. Dass man dann nicht einmal mehr in Gesichtern wird lesen wollen, steht auf einem anderen Blatt. igl

## Am Schwarzen Berg

Die SWR-Bestenliste im April

Anna Katharina Hahn führt mit ihrem Roman „Am Schwarzen Berg“ die Bestenliste des SWR im April an, gleichauf mit den „Parallelgeschichten“ des Ungarn Péter Nádas. „Hoppe“ von Felicitas Hoppe steht an dritter Stelle. Die Plätze vier und fünf teilen sich mit gleicher Punktzahl „Blaue Stunden“ von Joan Didion und „Imperium“ von Christian Kracht. Patrick Modianos „Im Café der verlorenen Jugend“ belegt Rang sechs, Rang sieben Thomas von Steinaecker „Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen“. „Gutgeschriebene Verluste“, der Erinnerungsroman von Bernd Cailoux, steht an achter Stelle. Die Romane „Bugatti taucht auf“ von Dea Loher und „Das Wiesenhaus“ von Christoph Schmitz teilen sich bei gleicher Punktzahl die Plätze neun und zehn. F.A.Z.

## Heute

### Die Verführung spielt mit

Nicht immer droht Suchtgefahr, wenn Teenager in die Welt der Computerspiele abtauchen. Zwei Sachbücher versuchen, das Thema nüchtern anzugehen. **Seite 26**

### Nie sollst du sie befragen

Eine Journalistin recherchiert über Prostitution und kommt sich dabei selbst auf die Spur: Der Film „Das bessere Leben“ bietet eine Glanzrolle für Juliette Binoche. **Seite 27**

### Im Traumkorridor der Liebe

Bei Gregg Araki ist alles erlaubt, wenn auch am Ende der Lust und der Offenbarungen zwischen allen möglichen Geschlechtern die Welt hochgeht: „Kaboom“. **DVD 28**

### Kaufe tausend Krankenakten

Seitenwechsel für Datenschleudern: Ein Onlinespiel macht unbedarfte Facebook-Nutzer zu staunenden Datenhändlern. Die Beta-Version gibt erste Einblicke. **Medien 29**